

Das getanzte Drama : Mary Wigman und ihre Schule

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

müden Schneehängen. Mit weitausgebreiteten weißen Schwingen gleiten wir an der Nebelburg vorbei, in der Vorfrühlingssonne.

Karlsruhe versinkt in weiter Ferne im Dunst. Dur-lach, Bruchsal liegen seitlich. Dann glihert das Band des Rheins. Ueber Hilsbad, Schwellingen fliegen wir zum Neckar. Heidelberg liegt im strahlenden Sonnenschein zwischen den Bergen. Ueber das grüne Band des Neckars spannen sich alte graue Brücken. Das Schloß, Häuser am Abhang, Weinberge, die große Stadt, Kirchen, Fabrikhornsteine, fauchende und kriechende Eisenbahnschlangen — dann schieben sich wieder die weißen Flügel unseres Eindexers vor.

10 Uhr 50. Wir sind 1100 Meter über dem Meerespiegel. Der Motor setzt einen Augenblick aus. Knattert wieder gleichmäßig, setzt wieder aus. Schrenk wendet sich um: Landen? Wir haben noch Brennstoff und gehen deshalb von der ursprünglichen Absicht ab, hier niederzugesetzen. Der Motor arbeitet wieder regelmäßig. Berge rechts. Wälder. Vor uns Türme. Links das silberne Band des Rheines. Wir fliegen am Odenwald entlang über der Bergstraße. Heppenheim schiebt sich heran. Vor uns klein in die Berge zurückgesunken der Melibokus. Hinter den Höhen in der Ferne Darmstadt. Bensheim liegt vor uns. 11 Uhr 15. Zwei Stunden Flug. Unser Brennstoffvorrat geht zur Neige. Gas weg. Langsamer dreht sich die Schraube. Der Vogel senkt den Kopf, legt sich auf den Flügel, gleitet der Erde entgegen. Aus dem Gelände steigt der Melibokus herauf, hebt sich vom Himmel ab, überragt uns.

Wir suchen ein Landungsgelände. Ueberall Wasserflächen. Nur dicht an der Landstraße, zwischen Bahndamm und Fußballplatz, eine Wiese, die trocken zu sein scheint. Das Flugzeug liegt in der Kurve, richtet sich auf und gleitet dicht über dem Boden. Die Räder setzen auf, der Schwanz wippt herab, das Flugzeug steht nach kaum 40 Meter Auslauf, 2 Stunden 2 Minuten nach dem Start dicht vor Bensheim.

Natürlich kamen viele Menschen. Auf Rädern, zu Fuß, im Auto oder mit dem Wagen. Das Flugzeug wird umringt. Man freut sich, daß wir keine Franzosen sind. Und dann die Fragen! Warum man fliegt, ist den meisten wohl klar, denn über uns ziehen Raubvögel in der Sonne ihre Kreise über dem Deutschland, das auf den Frühling wartet. — Aber warum wir mit einem so kleinen Motor, einem gewöhnlichen Fahrradmotor, fliegen und dazu auch noch überland zu zweit? Mit 7/9 PS., anstatt der vielen 100 PS.? Weil wir billig fliegen wollen. Weil wir ein Flugzeug schaffen wollen, das nicht nur dem reichen Manne das Fliegen erlaubt, sondern jedem Menschen, der die Welt in ihrer ganzen Schönheit sehen will. Wir sind mit unserer Arbeit sicher noch nicht zu Ende, aber wir konnten mit unserem Daimler-Flugzeug wieder einen Erfolg mit dem deutschen Namen verknüpfen.

Dr. v. Langsdorff, Riga.



Mary Wigman und ihre Schule im Canzdrama „Gespenster“.

Das getanzte Drama.

Mary Wigman und ihre Schule.

Die Umwandlung des Tanzes in den wirklichen Ausdruck der Gegenwart ist das Prinzip, worauf Mary Wigman die neue Gruppe ihrer Tänze aufgebaut hat, mit denen sie kürzlich in Deutschland Vorstellungen gab.

Mary Wigman, die viele Jahre hindurch auf dem Kontinent als Solo-Tänzerin von großer Fähigkeit und Talent anerkannt wurde, hat ihre eigenen, individuellen Vorstellungen aufgegeben, um mit der Tanzgruppe zu arbeiten, die sie selbst nach ihren eigenen Ideen geschaffen hat. Ihr Tanz ist der Spiegel der heutigen Zeit, mit allen Veränderungen, mit allem Pathos und aller Arroganz. In ihren Vorstellungen scheint Mary Wigman zu den einfachsten Formen des gemeinsamen und des Gruppentanzes zurückgekehrt zu sein, weil ihr dies die wahrste und beste Ausdrucksform der Kunst erscheint. Aber sie hat noch mehr getan. Sie bleibt nicht dabei, im Gruppentanz nur als Gruppe zu tanzen, sondern jeder Tänzer muß die eigene Persönlichkeit verkörpern. Jeder ihrer Schüler stellt eine eigene Individualität vor, wie es Mary Wigman selbst tut und jeder drückt im Tanz seine eigene Individualität aus, indem die einzelnen Teile zusammen ein harmonisches Ganzes bilden.

In einem kürzlichen Interview hat Mary Wigman erläutert, was sie dazu bestimmt hat, eine neue Schule zu gründen, nämlich ihre Ansicht, daß in diesen Zeiten, wo ein fortwährender Wechsel eintritt, die alte Barock und Rokoko Kunst, die in dem früheren Ballett ausgedrückt war, keine lange Lebensdauer mehr haben wird. Das russische Ballett, Fokine, Pawlowa, Karjawina und andere folgen ihr nicht. Sie haben andere Arten des Tanzes und ihr Ballett erinnert an einen schönen Traum aus längst vergangener Zeit.

Gerade so, wie sich im Drama, in der Musik und in allen anderen Künsten das Gefühl nach etwas Neuem bemerkbar macht, so auch in der Art des Tanzes. Es sind Anstrengungen gemacht, diese Kunst von der althergebrachten Form traditioneller Anschauung zu befreien und etwas Neues zu schaffen, ebenso eine neue Technik der Bewegung, welche

dem Körper alle Möglichkeiten zu freier Entfaltung gibt, von der Präzision einer modernen Maschine und dem feierlichen Schreiten eines alten Chors, bis zum Zehenspieltanz des Balletts und den akrobatischen Kunststücken eines routinierten Tänzers.

Wie erfolgreich Mary Wigman in ihren Ideen gewesen ist, zeigt sie am besten in ihrem vieraktigen Tanzdrama. Ihr Leitmotiv ist, mit den alten Formen zu brechen und etwas Neues zu bringen. Jede Bewegung ist prägnant im Ausdruck, jedes Glied ist in Bewegung, um den Gedanken auszudrücken, besser als Worte es können. In jeder Handbewegung, in dem wilden Tanz der Gruppe, in allem und allem sehen wir die Uebungen und die Disziplin des Körpers, welche uns, wie es scheint, zu der Kunst der alten Griechen zurückführt.

Während der letzten zwei Jahre war Mary Wigman bemüht, die Vorstellung, die sie von der Art des Tanzes hat, verständlich zu machen und jetzt hat sie ein Publikum, das jede ihrer Bewegungen und die sorgfältige Art ihrer Uebungen u. verfolgt. Tanz, wie Musik, muß in allen Variationen verstanden werden.

Mary Wigman verfolgt drei Ziele. Sie versucht, den Gruppentanz zu schaffen und ein gemeinsames Werk zwischen ihren Tänzern und die Individualität eines jeden einzelnen zu entwickeln. Diese beiden Ziele hat sie verwirklicht.

Das dritte Ziel ist, ein Theater für die neue Art ihres Tanzes zu schaffen, in dem sie diesen Tanz zur größten Vollkommenheit bringen will. Sie sucht nicht nur den Tanz der Gegenwart zu verkörpern, sondern auch denjenigen der Zukunft.

* * *

Mary Wigman gab kürzlich, am 22. März, im „Berner Stadttheater“ mit ihrer Tanzgruppe von 20 Personen ein mit Begeisterung aufgenommenes Gastspiel. Hofentlich war das nicht die letzte Gelegenheit für Bern, die hohe Kunst dieser Tänzerin und ihrer Mitarbeiterinnen genießen zu können.

Frühlingspredigt.

Endlich ist etwas von Frühling und Wärme zu spüren. Eine Flut von Licht und Helle strömt über Mittag in unsere Wohnstube. Der Tag lacht in Munterkeit und Frische ins Haus. Vom goldenen Sonnenwagen zuden leuchtende Speere. Legen sich kühn durch die Fensterscheiben bis in den hintersten Winkel unseres Stübchens. Aber restlos sich der jungen Lenzwärme freuen, kann das eine Hausfrau? — Was in winterlichem Grau und Duster in Reinlichkeit bestand, hält es sich noch im überklaren, blendenden Sonnengefunkel? — Just, als ich mich des Frühlings endlich freuen wollte, so ganz und groß, sahen meine Augen in den Lichtwogen Millionen und Millionen sich wiegende, wogende Stäublein. Schon waren sie da. Tanzten fröhlich den Lenzreigen. Wälzten sich daher, aufgeschauelt von den rasenden Befehlen der neumodischen Zeit. Noch mehr war zu schauen: Gelbe Vorhängli, die ehemals weiß gewesen. Von den winterlichen Brissagoklimstengeln in wunderbares écreu getaucht. Drüben in der Ecke ein Spinnwebnest. Wer weiß, vielleicht einer fleißigen Spinnenmamma ganze Winterarbeit, Troussseau, samt Wiege für Töchterlein und Sohn.... Ja ja, — „Die Sonne bringt es an den Tag“. Das Ungeklüm und die Glorie des Sonnenfeuers. Dreißt bohrt es sich in die Winkel und wühlt in dunklen, verschwiegenen Ecken, die im Winterdunkel so heimelig waren, ach so heimelig. Und jetzt! — Seufzend hole ich den Besen. Und stürze die Spinne in Verdruß und nacktes Elend. Noch mehr. Der Tag ist so verlockend, so wahrhaftige, lautere Gnade zwischen Morgen und Abend, gesegnet, durchtränkt von Licht, Licht. — „Wie wär's?“ — — — Sage ich mir. Etwas

von der alten, raschen Entschlußfähigkeit regt sich in mir. Ja. — Ich tu's. Gleich. Und ob's mir ein Greuel ist. —

Rasch mache ich den kleinen Gang ins Dorf. Ich spüre den Frühling. Er sitzt mir schmeichelnd im Nacken. Er hat einen linden, sauberen Atem. Meine Nase wittert ihn. Trinkt ihn gierig. Meine Füße sind leicht. Das Herz weit... Ich spüre ganze Wellen alter, froher Unternehmungsluft. —

Schon bin ich am Ziel. Ein altes, haufälliges Häuslein. Eine böse, schadhafte Bseki. Eine schwarzverraucherte Türe. Ein holperiger Hausgangboden. Aber auch hier, — vor aller Armseligkeit liegt der Frühling auf der Lauer. — Kost mit dem Kätlein auf dem sauberen Fenstergesims. Trodnet heimlich den Wintertümpel vor der Schwelle. Schmeichelt weich und lind mit dem zarten rosa Schlüsseli auf dem Fensterbänklein. Ich klopfe. Die hallenden Schläge zerreißen die Stille. „Nume ich“, redet jemand durch das Dämmerduster des Hausgangs. Ich trete ein, tue ein paar ungewisse Schritte. Die Ueberhelle draußen verschlägt mir den klaren Blick. Ich nehme die Richtung nach der Küchen-türe und taste nach der Klinke. Da wird von innen geöffnet. Aus dem wogenden, heißenden Rauchmeer hebt sich die Silhouette einer Gestalt. Sie bewegt sich hin und her. Aber ich kann nicht erkennen, wer es ist. „Grüebch Mutter Annelisi, dir sit's doch“, rede ich ins Ungewisse. „Ja, ja, Frau S., es isch mi. — Aber chömmet ine. Jä gället, i han nit so ne gschlädets Chucheli wie dir.“ — — Tapfer schreite ich über die Schwelle. Mutter Annelise, unsere gute, alte Wäscherin braucht es nicht zu sehen, wie widerlich mir der heißende, zäh hodende Rauch ist... Wenn ihre alten Augen so etwas ein Leben lang ausgehalten, warum sollten die meinen, — und meine Nase obendrein, — es nicht ein paar Sekunden... „Was tusigs isch jeke das, das dir sälber einisch zu us chömet, da sött me au es Chrüz a Dieli mache“, staunt Annelisi. Da bringe ich mein Anliegen vor. „E wüßterer Annelisi, will es jeke so schön isch, und dir de nachhär, wenn der Apflanzet und d'Wäsche losgange, all Händ voll z'tue heit, han i dänkt, i wet morn Stube wäsche, wenn dir chönntet cho?“ — „Worum nid“, sagt die Frau darauf, und schüttet aus der Pfanne die aufwallende Milch in den roten, irdenen Hafen. Eine Flamme züngelt auf vom offenen Herdfeuer. Mit dem Handrücken fährt die Frau über die tränenden Augen. „Wohl, wohl, morn chani scho no cho. Der Verdienst hei mer nötig. Der Frikli cha morn zum Fleisch luege. Er het grad kei Schul, und Chries han i hüt verbrönn. Drumm rauchnets so unerchamt bin is.“ Komische Rede, denke ich im Stillen, und schaue blöd zu Mutter Annelisi hinüber. „Jä luegit da use, mir hei halt geng no viel i der Räuchi.“ Da wandern meine Augen durch Qualm und Rauch tränend und staunend empor... Da wird mir des Rätsels Lösung. Ich bin starr. — Ueber mir, dicht und weit und saftig, gelblich, goldig, dunkel und braun baumeln Speckseiten, Schinken, Laffli, Rippli und Würste, — Würste, — lange, dide, gerade, krumme, einzel und zusammengebunden. Reihe um Reihe, eine lange, lange Weite. Kein Stecken ist leer. Kein Haken unbehängt. Ich bin sprachlos. Eine solche „läumähige“ räuchernde Schweineherrlichkeit habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. — Ich gaffe und vergesse zu reden. Spüre den Rauch nicht mehr. Nur staunen muß ich. Im stillen überschlage ich's, welsch' kleineres Vermögen da in dem alten, haufälligen Häuslein, unter dem elenden Dach der Mutter Annelise baumelt. „Jä gället, was das für ne Gschicht isch“, sagt in den Rauch und in die Stille Mutter Studer. Sie hatte sich jedenfalls geweidet an meiner Verblüffung. — Und ich: „Aber wie ums Himmels willen kommt Ihr darüber, Annelisi?“ — „Jä, da weiß nume i Bscheid, und vo de Burscht la ni keis uche. Und der Hans, — sie seufzte schwer, — dä erst rächt nid. — Dir wüßets ja, vo wäge de Anfall.“ — Ich wußte es. Annelisi Studer hatte neun Kinder und